

Sam Feuerbach · Bernhard Hennen

# Der Ritter und der Knappe

Die elftausend Jungfrauen

LESEPROBE

## Inhalt

Von Heiden und Heiligen . . . . .	3
Der Preis des Glaubens . . . . .	25
Elftausend Jungfrauen . . . . .	37

## 1.

# Von Heiden und Heiligen

Freitag, 11. November 1188, Tag des Heiligen Martin – Patron der Reiter, Bettler, Hufschmiede, Gürtelmacher, Bürstenbinder, Abstinenzler und Gänse, Schutzpatron gegen Ausschlag, Schlangenbiss und Rotlauf

»Ich glaube nicht, dass die Sarazenen in die Grabeskirche schießen«, polterte Gerlachus los, als sie durch die hohe Pforte des Hildebold-Domes hinaustraten.

Eisiger Regen schlug ihnen entgegen, doch es waren die frostigen Blicke der übrigen Besucher der Messe, die Otto von Linn erzittern ließen. Solange er denken konnte, war sein Onkel für einen eklatanten Mangel an Feingefühl berüchtigt.

»Was glotzt ihr so?«, legte Gerlachus streitlustig nach. »Ich wette mein Schwert, dass ich der Einzige weit und breit bin, der schon einmal in der Grabeskirche niederkniete, um zu beten. Oder?« Herausfordernd sah er sich um.

Die Kaufleute mit ihren Mänteln aus teurem Tuch, die Edeldamen mit ihren katzenfellgefütterten Handschuhen und die Handwerker mit ihren krumm gearbeiteten Rücken wichen seinen Blicken aus. Nur der Bettler, der am Domportal Zuflucht vor dem Regen gesucht hatte, streckte Gerlachus seine hölzerne Schale entgegen.

»Jerusalempilger«, rief er mit zittriger Stimme. »Habt Mitleid mit einem, der es noch nie aus den Mauern Kölns hinausgeschafft hat und die Welt nur aus Geschichten kennt.«

Gerlachus nickte dem Bettler zu. »Gib ihm was«, wies er Everhard an. Ottos älterer Bruder war immer schon der Liebling seines Onkels gewesen. Wann immer es etwas zu tun gab, und sei es nur die kleinste Kleinigkeit, vertraute Gerlachus die Aufgabe Everhard an.

Sein Bruder öffnete die Geldkatze und warf dem Bettler zwei Kupferstücke in die Schale. Otto seufzte innerlich. Eines wäre bei ihrem schmalen Geldbeutel schon großzügig genug gewesen. Sie vermochten kaum das Gasthaus zu bezahlen, in dem sie untergekommen waren, um zum Martinstag die Predigt des weitgereisten Bruder Anselmus im Dom zu hören. Und morgen galt es noch eine besondere Anschaffung zu machen.

»Ein wahrer Pilgersmann, der noble Herr«, schmeichelte der Bettler.  
»Großherzig und tapfer und ein freier Geist, der eine freie Rede führt und ...«

Der Domprobst trat hinzu und hob eine Augenbraue, was den Bettler verstummen ließ. »Ihr solltet Euch in das Wirtshaus zurückscheren, das Euch ausgespien hat, Ritter von Linn, statt auf den Stufen des Domes ketzerische Reden zu führen.«

Mehr und mehr Kirchgänger versammelten sich trotz strömenden Regens auf dem Vorplatz des Domes, um dem Streit beizuwohnen.

»Ketzerische Reden?«, wiederholte Gerlachus, bereit für die nächste Runde. »Vor vierzig Jahren an genau dieser Stelle hat Bernhard, der Abt von Clairvaux, ebenfalls den Kreuzzug gepredigt. Ein Mann, so wortgewaltig wie flinkzünftig, dem man mit flammendem Herzen zuhörte. Und doch ein Lügenbold. Damals war ich so alt wie meine beiden Jungs hier ...«

Otto war es unangenehm, wie ihn alle anstarrten.

»Damals habe ich diesem Abt von Clairvaux geglaubt.« Gerlachus fuhr sich über die Narbe, die seine buschige linke Augenbraue zerteilte und als roter Wulst über seine Stirn lief. »Ich bin mit König Konrad und dem

jungen Barbarossa ins Heilige Land gezogen, und in den Gärten vor Damaskus haben sie mir fast den Schädel gespalten, die Sarazenen. Sie haben mir den Schild mit Pfeilen gespickt, dass er so schwer ward, dass ich ihn kaum noch zu halten vermochte. Aug in Aug habe ich ihnen gegenübergestanden. Feine Krieger sind sie ... leider. Und ich weiß, die meisten von ihnen sind besser gewaschen und barbiert gewesen als wir stinkende Bastarde, die wir um die halbe Welt marschiert waren, um gegen sie Krieg zu führen. Ihnen ist der Felsendom genauso heilig wie uns. Jesus ist einer ihrer Propheten. Glaubt mir, es ist blanker Unsinn, was dieser Anselmus heute gepredigt hat. Soll er doch die Mühsal auf sich nehmen, selbst ins Heilige Land zu ziehen, bevor er das Maul aufreißt, um von Dingen zu reden, von denen er keine Ahnung hat.«

»Darf ich Eure Worte so deuten, Ritter von Linn, dass der Aufruf zum Kreuzzug des Papstes und unseres geliebten Kaisers blanker Unsinn ist?« Der Domprobst setzte eine Miene falscher Bestürzung auf.

Otto sah seinen ungestümen Onkel in diese Falle stürmen und griff ein, noch bevor Gerlachus den Mund zu einer Erwiderung aufbekam. »Ritter Gerlachus von Linn reiste insgesamt dreimal mit Kaiser Friedrich nach Italien, um gegen die aufsässigen lombardischen Städte zu ziehen. Wer von den Anwesenden ist genauso oft dem Heerbann des Kaisers gefolgt?«

»Wohl gesprochen, Junge«, bekräftigte Gerlachus mit knarzendem Bass. »Wir von Linns stehen stets an der Seite des Kaisers, wenn er ruft.«

»Darf ich das als Gelöbnis auffassen, auch diesmal das Kreuz zu nehmen?«, fragte der Domprobst. »Der Kaiser hat seine Ritter aufgerufen, sich im nächsten Frühjahr in Regensburg zu versammeln, um mit ihm ins Heilige Land zu ziehen und Jerusalem den Händen der Heiden zu entreißen.«

»Ihr fangt die Sache geschickter an als Euer Lügenprediger«, knurrte Gerlachus.

»Lass uns nun gehen, Onkel«, bat Otto.

»Ihr verweigert Euch also dem Ruf Eures Kaisers?«, fragte der Domprobst.

Die wulstige Narbe seines Onkels nahm zusehends die Farbe eines Hahnenkamms an. Regenperlen glänzten auf den schlohweißen Barstoppeln und der schmale Kranz weißen Haares, der dicht hinter den Ohren ansetzte, wirkte wie zerfledderte Spinnweben. Sein Onkel hatte zeit seines Lebens Kämpfe ausgetragen. Hinzu kam, dass er im letzten Sommer sein sechzigstes Wiegenfest gefeiert hatte und seine Kräfte beim besten Willen für keine weitere Heerfahrt reichten. Dessen war selbst er sich bewusst.

Gerlachus schnaubte griesgrämig. »Keineswegs verweigere ich mich dem Ruf meines Kaisers. Mich dünkt jedoch, dass es um die Sache des Kaisers nicht so schlecht bestellt ist, dass er alte Männer ins Feld rufen muss. Wie ist es eigentlich mit Euch, Domprobst? Ihr steht voll im Saft. Wollt Ihr nicht nach Jerusalem ziehen, um Euch mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass die Heiden den heiligen Stätten mit Respekt begegnen und Euer Anselmus Lügen verbreitet?«

»Ihr zieht einen Mann der Kirche in geheiligtem Auftrag der Lüge?«

»Wir gehen jetzt besser, Onkel.« Otto nahm den Alten am Arm und führte ihn die Stufen hinab. »Los, Everhard, hilf mir.«

Sein Bruder schien ihn nicht zu hören, während er den Domprobst feindselig anblickte. »Mein Onkel mag ein ungehobelter Klotz sein, aber er spricht stets die Wahrheit.«

Otto verdrehte die Augen. Sein Bruder war einfach zu gutgläubig. Gerlachus erzählte zu viele zu schillernde Geschichten, und er trank zu gern. Was tatsächlich geschehen war, und wovon er sich wünschte, dass es geschehen wäre, hatte sich in seinem Verstand längst zu einem unlösbaren Knäuel verknotet.

»Lasst uns aufbrechen«, drängte Otto.

»Aber versteht doch, wir sind längst in Not!«, rief sein Onkel. »Es sind diese landhungrigen Bestien, die uns bedrohen, nicht die Heiden am Ende der Welt. Der Löwe und auch der Erz...«

Otto presste ihm die Hand auf den Mund, bevor er auch noch den Erzbischof beleidigte. Für einen Abend hatte er genug Unheil angerichtet. »Bitte, Onkel. Wir müssen jetzt gehen.«

»Lasst den Alten ziehen!« Die Stimme des Domprobstes füllte den Platz vor der riesigen Kirche. »Ich vergebe ihm!« Mit erhobenem Zeigefinger wies er zum düsteren Herbsthimmel. »Aber eines sei Euch gesagt, Gerlachus, unser aller Gebieter wird Euch zu sich rufen. Schon bald. Und er kennt keine Gnade mit den Fürsprechern der Heiden, die Freveltaten an den heiligsten Stätten der Christenheit begehen. Sein gerechter Zorn wird auf Euch niederfahren und auf alle, die mit Euch sind, alter Säufer! Das prophezeie ich Euch!«

Die Menschen vor dem Dom wichen zurück, als könnte jeden Augenblick ein Blitz aus dem düsteren Himmel auf sie herniederfahren.

»Pfaffen!«, knurrte Gerlachus. »Die eine Hälfte von ihnen ist selbstverliebt und machtbesessen, die anderen sind Hurenböcke, die sich obendrein der Völlerei ergeben. Vielleicht einer von Zehnen ist ein ehrenwerter Mann.«

»Bitte, Onkel ...« Otto packte ihn an den Schultern und führte ihn vom Domplatz auf die Straße mit dem Pflaster, das so alt war wie die Stadt. Es goss nun wie aus Kübeln, und Pfützen liefen zusammen, wo sich die Steine abgesenkt hatten. Nicht weit entfernt lag das Gasthaus *Zum Roten Eber*, in das sie bereits eingekehrt waren, als Ottos Vater noch lebte.

»Recht hat er, was die Pfaffen angeht«, sagte Everhard, der stets auf Seiten ihres Onkels stand, ganz gleich, was der behauptete. Everhard von Linn, der strahlende Ritter, der zum Pfingstfest in Jülich seinen ersten

großen Tjost gewonnen hatte, war größer, stärker, geschickter als Otto. Mit seinem schwarzen Haar und dem Bartschatten auf den Wangen, der schon zur Mittagsstunde zurückkehrte, wenn er sich am Morgen rasiert hatte. Mit seinem offenen Lächeln, dem kantigen Kinn und dem selbstbewussten Auftreten war sein großer Bruder stets der Liebling aller gewesen. Erst seines Vaters. Und dann, als ihr Vater nicht aus Italien zurückgekehrt war, ihres Onkels.

Otto übertraf seinen älteren Bruder nur in einem: den Füßen. Sie waren ein wenig länger und breiter als die von Everhard. Dabei hatte sich Otto immer um *wahre* Größe bemüht und endlose Stunden mit dem alten Waffenmeister Sigurd geübt. Auch er hatte auf dem Hof der Burg beim Kampf mit Schwert und Lanze glänzen wollen – vergebens. Der Ruhm erstrahlte immer nur für einen: Everhard.

Sein Bruder und sein Onkel marschierten nun Seite an Seite durch den Regen und fluchten auf die Pfaffen. Zwei Recken, denen die wenigen Kölner, die durch das Hundewetter hetzten, respektvoll aus dem Weg gingen.

Warmes Licht fiel aus den Spalten der Fensterläden. An dieser uralten Straße waren etliche Häuser aus Stein errichtet, mit Mauern so alt wie das Pflaster, auf dem sie schritten. Hier und dort waren sie mit roten Ziegeln oder Fachwerk ausgebessert. Steile Giebel reckten sich dem finsternen Himmel entgegen. Rauch wurde vom böigen Wind in die Straße gedrückt, obendrein stank es nach Abwässern und Kohlsuppe.

Der *Rote Eber* lag ein Stück die Straße hinunter. Reichlich Wegzeit, um durchnässt zu werden, wenn man wie Otto weder Kappe noch Gugel trug. Sein lockiges, blondes Haar hing ihm bald in Strähnen ins Gesicht.

Gelächter riss Otto aus seinen Gedanken. Everhard und Gerlachus pinkelten gegen die Wand eines protzigen Hauses, über dessen Tür an polierten Bronzeketten ein Schild hing, auf das goldenes Geschmeide

gemalt war. In einer Nische der Hauswand stand eigens ein Licht, damit das Schild auch im Dunkeln betrachtet werden konnte.

»Weiter mit euch, ihr Kindsköpfe!«, verlangte Otto. »Sonst bekommen wir es gleich mit ein paar knüppelschwingenden Dienern zu tun.«

»Sollen sie doch kommen, wir werden ihnen dann Verstand einbläuen.« Gerlachus legte die Hand auf sein Schwert. »Wer mit 'nem Knüppel auf Männer mit Schwertern losgeht, dem mangelt es an Verstand. Doch wir helfen gerne nach.«

Otto wusste, dass Gerlachus sein Schwert nicht ziehen würde. Er würde es samt Scheide vom Waffengurt lösen und ebenfalls wie einen Knüppel führen. Nur war er, im Gegensatz zu den Dienern, ein ganzes Leben lang darin ausgebildet zu kämpfen.

Gerlachus schlug noch ein paarmal ab. »Tut mir leid. Immer wenn ich lügenden Priestern zuhören muss, drückt mir das erst auf den Verstand und dann auf die Blase. Ich konnte es einfach nicht länger zurückhalten.«

Everhard brach in schallendes Gelächter aus. Otto hingegen wünschte sich, die beiden würden endlich von diesen Scherzen ablassen. Köln war eine Stadt voller Kirchenmänner, mächtig genug, den Bürgern ihren Willen aufzuzwingen. Auch wenn sich die Stadt und der Erzbischof immer wieder in Fehde befanden, herrschte im Augenblick Frieden. Im Gegensatz zu Rainald von Dassel, den ihr Onkel bei den Italienzügen des Kaisers kennengelernt hatte, gab es zum neuen Kirchenfürsten der Stadt, dem Erzbischof Philipp von Heinsberg, keine freundschaftlichen Bande. Besser, sie handelten sich hier keinen Ärger ein.

In letzter Zeit ging das Temperament immer häufiger mit seinem Onkel durch. Neben den üblichen Wehwehchen des Alters litt er nur an zwei schwerwiegenden Gebrechen: einer lockeren Zunge und einem zu großen Herzen. Otto hätte gern etwas von der Zügellosigkeit gehabt, mit der sein Onkel durchs Leben stürmte, doch er selbst hatte eher einen Hang dazu,

finster vor sich hin zu brüten. Das sei schlecht für die Liebe, zog ihn sein Onkel bisweilen auf. Frauen liebten Männer, mit denen sie lachen könnten. Gut aussehen müssten sie nicht unbedingt, doch es mochte hilfreich sein.

Gut aussehen tat Gerlachus beileibe nicht, doch da, wo er auftauchte, wurde stets lauthals gelacht. Außer der Teufel ritt ihn, wie vorhin vor dem Dom.

Sie erreichten das Gasthaus mit dem roten Keilerkopf über der Eingangstür. Als Everhard eintrat, fiel etwas Licht aus dem Inneren der Gaststube auf das prächtig bemalte Schild über der Tür, und Otto lächelte voller Vorfreude. Morgen würden sie Ottos Kampfschild abholen. Er hatte es mithilfe des Schwertmeisters Sigurd selbst aus Weidenholz gefertigt und die Vorderseite mit dem zähen Leder eines Bullen bezogen, doch den letzten Schliff würde der Schild hier in Köln bekommen. Nicht weit vom Gasthaus lag jene Gasse mit Wappenmalern, die im Rheinland weithin berühmt waren für ihre strahlenden, kräftigen Farben sowie für die Kunstfertigkeit, mit der sie Löwen, Pferde und andere Wappentiere erschufen. Gestern war der Schild weiß getüncht worden. Morgen früh, wenn die Farbe gut durchgetrocknet war, würden sie den Auftrag geben, das Wappen derer von Linn auf den Schild zu malen, und die Arbeit anzahlen.

Otto lächelte erfüllt von stummer Vorfreude auf den kommenden Tag, trat in die lärmende Gemütlichkeit der Schankstube und suchte sich einen Platz vor dem Kamin. Den durchnässten Umhang warf er über eine Stuhllehne, dann streckte er die klammen Finger dem Feuer entgegen. Es war verdammt kalt für Anfang November. In diesem Winter würde es wohl früh Schnee geben. Die Wolle, mit der sein Sarrock gefüttert war, hatte sich mit Wasser vollgesogen und dampfte nun vor sich hin. Ein strenger Geruch ging von ihm aus. Doch damit war Otto nicht allein, alle hier rochen durch den Regen nicht sauberer.

»Leiste uns Gesellschaft!« Sein Onkel hatte einen Arm um die Hüfte der Schankmaid gelegt und winkte ihm zu.

Otto stand nur widerstrebend auf. Sein Onkel glaubte, dass das Schicksal all jene belohne, die sich ein Herz fassten und selbiges auf der Zunge trugen. Otto hingegen schwor auf die Wirkung schmachtender Blicke, wie er es aus den Minneliedern kannte. Bislang gab ihm der Erfolg allerdings nicht recht.

Es wurde dennoch ein schöner Abend, den Gerlachus hauptsächlich mit Geschichten über seine Aventiuren bestritt. Vom Kreuzzug mit König Konrad und dem Kaiser, der damals noch Herzog von Schwaben gewesen war, von seinen Italienzügen, von Schlachten und schönen Frauen. Obwohl Otto all dies schon etliche Male gehört hatte, lauschte er Gerlachus immer wieder gern, denn sein Onkel war ein begnadeter Erzähler. Allerdings ließ er das eine oder andere aus. Wie er nach Linn gekommen war, nachdem sein Bruder in Italien gestorben war, verschwieg er stets. Auch über die Zeit danach, als er sich der Erziehung seiner Neffen angenommen hatte, sprach er nicht. Er hatte sie zu den jungen Rittern gemacht, die sie waren, und sie erfüllten Gerlachus mit Stolz. Aber das waren nicht seine Geschichten. Auch bei den Berichten über den Kreuzzug gab es Lücken. Otto hatte stets vermutet, dass Gerlachus damals seine große Liebe gefunden und wieder verloren hatte. Diese tragische Liebe war vielleicht der Grund, dass er seit seiner Rückkehr aus Outremer zwar zahlreiche Geliebte umgarnt, jedoch nie eine Familie gegründet hatte. Aber womöglich dachte er auch zu sehr wie die Minnedichter und wollte unbedingt eine romantische Geschichte haben, wo es in Wahrheit nur Einsamkeit gab, überlegte Otto melancholisch.

Everhard war kaum weniger redselig als ihr Onkel. Er erzählte von seinem Turniersieg in Jülich und davon, wie er im nächsten Jahr alle großen Turniere am Rhein, in Flandern und Brabant besuchen wollte. Und

dass er dem Rat seines Onkels folgen werde und nicht die Absicht habe, sich dem Kreuzzug anzuschließen.

Gerlachus mischte sich nicht in Everhards Ankündigungen ein, doch Otto glaubte einen Schmerz in dessen Augen zu erkennen. Und wieder einmal fragte er sich, was damals vorgefallen war. Es waren die verschwiegenen Geschichten, die seine Fantasie beflügelten.

Der dritte Krug Wein ging bereits zur Neige, und Everhard erzählte gerade, wie er in der Turnierbahn gegen den Grafen Engelbert von Berg angeritten war und den kühnen Recken aus dem Sattel gestoßen hatte, als Gerlachus Otto einen Knuff mit dem Ellenbogen verpasste. »Komm mal mit, mein Jung.«

Leicht schwankend erhob sich sein Onkel.

Otto vermutete, dass der Alte austreten musste, und hatte keine Lust, ihn hinaus in den Regen zu begleiten. Er selbst hatte sich beim Wein zurückgehalten. Doch Gerlachus nahm seinen Becher und ging zum Kamin, in dem das Feuer beinahe herabgebrannt war. Er stellte den Wein auf das Sims, dann streckte er seine roten, schwieligen Hände den ersterbenden Flammen entgegen. Er gab Otto einen Wink, sich zu ihm zu gesellen.

»Du weißt, dass du der bessere Ritter von euch beiden bist«, sagte der Alte mit weinschwerer Stimme.

Otto sah ihn verwirrt an. »Everhard hat in Jülich gewonnen ...«

Sein Onkel lachte. »Um gewinnen zu können, muss man auch antreten, was du nicht getan hast. Ich verstehe deine Zurückhaltung nicht. Du bist gut. Du würdest Ruhm erringen.« Er zwinkerte ihm zu. »Die Sorte Ruhm, um die es in den Minneliedern geht. Wenn du eine Dame beeindrucken willst ... Wenn du ein Tüchlein als Liebespfand an deine Lanze heften willst, dann wirst du dich auf Turnierplätze begeben müssen.«

Otto blickte in die Glut. Es fiel ihm schwer, seine Gefühle in Worte zu fassen.

»Es scheint mir falsch, aus dem Kampf ein Spiel um Ehre zu machen«, sagte er schließlich. »Ich übe jeden Tag. Mit Ernsthaftigkeit. Ich lasse mir von Waffenmeister Sigurd das Fell gerben und zugleich hoffe ich, dass ich nie in einen echten Kampf ziehen muss, denn ...« Er suchte nach Worten und entschied sich für die schlichte Wahrheit. »Es macht mir Angst. *Ich* mache mir Angst, denn es macht mir Spaß zu kämpfen. So sollte es nicht sein. Das Waffenhandwerk dient allein dem Töten, und das ist kein Spaß.«

Gerlachus wiegte den Kopf. »Ach, Otto ... Du machst dir viel zu viele Gedanken. Nimm diesen Abend. Ich weiß, ich habe vor dem Dom mein Maul zu voll genommen, auch wenn jedes Wort der Wahrheit entsprach. Wir könnten jetzt für eine Nacht in einem Kerker sitzen, weil ich den Lügen über die Sarazenen widersprochen habe. Wir hatten Glück, der Domprobst war in gnädiger Stimmung, doch nun ist es unsere verdammte Pflicht, diesen Abend zu genießen, zu trinken, sich vielleicht nach einem Mädchen umzusehen, das sich sein Lächeln versilbern lässt ...«

Otto schnitt eine Grimasse. Nach dieser Sorte Mädchen würde er sich niemals umsehen.

Sein Onkel lachte. »Deine Gedanken sind dir auf die Stirn gemeißelt. Und du hast Unrecht mit deinem Urteil. Die Hurerei ist wie das Trinken, ein Balsam gegen den Schmerz des Seins. Der Kummer wird uns immer wieder einholen, so ist das Leben. Gott im Himmel hat Freude daran, uns zu prüfen ... immer wieder. Es gibt nur eine mannhafte Art, damit umzugehen: Lache dem Kummer ins Angesicht, und sei stets bereit, dem Leben seine besten Seiten abzuringen. Du wirst nichts geschenkt bekommen. Du musst darum kämpfen, es zumindest versuchen, egal wie aussichtslos alles erscheint. Das macht einen wahren Recken aus.«

»Willst du mir erzählen, Hurerei sei eine mannhafte Tugend?«, empörte sich Otto.

»Du hast eine seltene Gabe, mir die Worte im Mund zu verdrehen.« Gerlachus seufzte. »Was ich meine, ist: Wenn du Gelegenheit hast, ein wenig Spaß zu haben, dann tue es und mach dir dein Herz nicht schwer. Spaß ist keine Sünde, auch wenn die sauertöpfischen Pfaffen uns bisweilen etwas anderes einreden. Es gibt nur eine eiserne Regel. Beachtest du sie, wirst du deine Ehre niemals beflecken.«

Otto sah seinen Onkel erwartungsvoll an. Doch dieser schwieg, und eine Melancholie lag in seinem Blick, der so gar nicht zu dem ausgelassenen Maulhelden passte, als der er sich so gerne gab.

»Onkel?«

Der alte Recke nickte.

»Wie lautet die eiserne Regel?«

»Dein Spaß muss stets dort enden, wo anderen Leid daraus entstehen könnte.«

»Das ist doch selbstverständlich!«

Gerlachus lächelte bitter. »Warte, bis du an deinem ersten Kriegszug teilnimmst. Der Tag, an dem der Kaiser oder dein Herz dich ruft, wird kommen. Du wirst in Abgründe blicken ... Aber nun haben wir genug an der Galle dunkler Gedanken genippt. Lass uns Spaß haben! Versuch es doch einfach, Otto. Hier und jetzt. Ein Becher mehr Rotwein, als vernünftig ist, wäre ein Anfang.«

»Wir sollten besser unser Silber zusammenhalten«, murmelte Otto.

Sein Onkel maß ihn mit abschätzigem Blick. »Du musst noch viel lernen. Aber gut ... Dann zeige ich dir jetzt mal, wie man auf Kosten anderer trinkt. Siehst du den schwarzhaarigen jungen Kerl dort drüben am Tisch in der Ecke? Der hat gerade ordentlich getafelt und sich einen ganzen Krug Wein bringen lassen. Er ist gut gekleidet. Wir müssen also

kein schlechtes Gewissen haben, wenn wir ihm den Weinkrug leeren. Das kann sein Geldbeutel verkraften.«

»Wir kennen den Kerl doch nicht einmal.«

»Es geht nicht um bekannt oder fremd, arm oder reich. Es geht um den Spaß.« Gerlachus grinste ihn spitzbübisch an. »Sieh und lerne, junger Rittersmann.«

Otto wäre am liebsten im Boden versunken.

Sein Onkel nahm den Weinbecher vom Kaminsims, schlenderte zum Tisch in der Ecke und ließ sich auf einem der freien Stühle neben dem Fremden nieder. »Ist das Essen hier empfehlenswert?«

Der Gast sah Gerlachus mit himmelblauen Augen an. »War nicht schlecht.«

Entsetzt beobachtete Otto, wie sein Onkel etwas Fleisch von den nur halb abgenagten Knochen auf dem Teller puhlte und sich in den Mund schob. Gerlachus nickte anerkennend. »Ein zarter Hammel. Köstlich. Etwas zu stark gesalzen vielleicht. Macht die Kehle trocken.«

»Darf ich etwas zu trinken anbieten?«, fragte der Fremde höflich.

»Das lass ich mich nicht zweimal fragen.« Gerlachus hob seinen Becher, dabei rutschte der Ärmel seiner Tunika zurück, und der schwere heidnische Silberreif wurde sichtbar, den er niemals ablegte. Er warf Otto einen Blick über die Schulter zu und grinste sein *So-macht-man-das-Junge*-Grinsen dann wandte er sich wieder dem Fremden zu. »Seid Ihr ein Kaufmann, junger Mann?«

»Nein, ich bin in Diensten der Heiligen tätig.«

Otto war ein wenig näher an den Tisch gerückt und traute seinen Ohren nicht. In Diensten der Heiligen. Was sollte das denn heißen? Nicht dass sie am Ende noch an einen Ketzler geraten waren.

»Ein eigenartiges Geschäft«, sagte sein Onkel nachdenklich. »Was darf ich mir darunter vorstellen? Ihr seht nicht aus wie ein Priester oder Mönch.«

»Ein Mann der Kirche bin ich nicht.« Der Fremde hob beschwichtigend die Hände. »Sagt, habe ich Euch nicht vorhin vor dem Dom gesehen?«

Der Onkel räusperte sich. »Das mag wohl sein ...«

»Mitten in einem Disput mit dem Domprobst.«

»Kann man wohl sagen. Er hat da einen üblen Lügenpriester predigen lassen. Der hat doch glatt behauptet, dass ...«

Nein, dachte Otto verzweifelt. Nicht schon wieder. Er trat rasch hinter seinen Onkel und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Wir sollten zurück an unseren Tisch gehen.«

»Doch nicht jetzt, wo es interessant wird. Wir haben uns noch jede Menge zu erzählen, der Diener der Heiligen und ich.«

Der junge Mann wirkte verlegen. Otto schätzte, dass er in seinem Alter war. Der Fremde trug ein besticktes Wams und eine Tunika aus gutem Stoff, nicht grobe Wolle, so wie er. Nur die speckige Filzkappe, die neben ihm auf dem Tisch lag, mochte nicht so recht zu seiner feinen Kleidung passen.

»Bitte entschuldigt, werter Herr. Mein Onkel meint es nicht so ...«

»Und ob ich meine, was ich sage«, polterte Gerlachus los. Und das in einer Tonlage, die sämtliche Gespräche in der Gaststube verstummen ließ.

Bloß nicht noch mehr Öl ins Feuer gießen, dachte Otto. Schnell musste ein anderes Thema her. »Ihr sagtet, Ihr seiet in Diensten der Heiligen tätig. Was genau tut Ihr für die Heiligen?«

»Genau, erklärt Euch.« Gerlachus nahm einen Schluck aus seinem Becher.

Der Fremde sah sich verschwörerisch um. »Sie rufen mich«, flüsterte er so leise, dass Otto, der hinter seinem Onkel stand, ihn kaum verstehen konnte.

»Sie rufen Euch also«, flüsterte Gerlachus.

Otto bekreuzigte sich vorsichtshalber.

»Sie rufen mich aus ihren Gräbern. Was meint Ihr, ist das herausragendste Merkmal aller Heiligen?« Der Fremde blickte abwechselnd zu Otto und Gerlachus.

»Ihre Heiligkeit?«, riet sein Onkel.

»Ihre Selbstlosigkeit. Auch über den Tod hinaus finden sie keine Ruhe, denn sie streben danach, uns Christenmenschen zu leiten und zu beschützen, so wie es auch die Heiligen Drei Könige im Dom tun. Immer wieder ereignen sich Wunder vor ihrem Schrein.«

»Ja, so sind sie, die Heiligen.« Gerlachus sagte das in einem Tonfall, als sei er selbst schon einem begegnet. »Aber was genau verlangen die Heiligen denn von Euch, junger Mann, wenn sie Euch rufen?«

»Dass ich sie befreie, was sonst?«, flüsterte der Fremde.

Otto fiel der Unterkiefer herab.

Selbst Gerlachus wirkte ein wenig blasser.

»Sie rufen mich, damit ich sie zurück unter die Lebenden bringe, denn sie wollen Gutes tun.«

»So langsam verstehe ich«, raunte Gerlachus. »Führt Ihr etwa Gebeine von Heiligen mit Euch?«

Der Fremde zog eine lederne Tasche unter dem Umhang hervor, den er über dem Stuhl neben sich drapiert hatte. »Die Heilige Pinnosa begleitet mich.«

Skeptisch sah Otto zu, wie der Mann, zu dem angeblich die Toten sprachen, ein sorgsam eingewickeltes Kästchen aus der Tasche holte und es aus dem schützenden Tuch schälte. Gefertigt aus hellem Holz

schmückten es polierte silberne Beschläge. In seiner schlichten Schönheit war es überaus edel anzusehen.

»Die Heilige Pinnosa gehört zu den elftausend Jungfrauen, die die Heilige Ursula einst nach Köln begleitet haben. Die treue Seele war keine Geringere als Ursulas Fußwäscherin, der ihre Herrin oft das Herz ausgeschüttet hat. Und sie galt als Ausbund an Mut und Tapferkeit. Als die Heiden kamen, um ihre Herrin zu töten, hat sie die Gewänder Ursulas angelegt, um an ihrer Stelle zu sterben. Doch die Heilige Ursula hat dieses Opfer nicht geduldet, und so wurden sie gemeinsam zu Märtyrerinnen, grausam ermordet von den heidnischen Hunnen, welche die Mauern Kölns belagerten.«

Gerlachus nickte ergriffen.

»Woher wisst Ihr das alles?«, fragte Otto.

Der Fremde sah ihn mit seinen Sommerhimmelaugen an. »Wie ich schon sagte, die Heiligen rufen mich, und ich höre zu. Sie erzählen mir ihre Geschichten und nennen mir ihre Namen.«

Das klang einleuchtend.

»Und die Heilige Pinnosa ist dort drin?« Gerlachus streckte die Hand nach dem Kästchen aus, wagte es dann aber doch nicht, es zu berühren.

»Nur eine Rippe von ihr. Mehr braucht es nicht. Schon den Namen eines Heiligen laut auszusprechen, gewährt Schutz vor allerlei Unbilden. So liegt im Namen des Heiligen Martin die Macht, uns vor Schlangenbissen zu bewahren. Vorausgesetzt, wir sind fest im Glauben und wandeln auf dem Pfad der Gebote Gottes. Wenn allein der Name solchen Schutz gewährt, dann könnt Ihr Euch vorstellen, wie viel mehr Macht vom Knochen eines Heiligen ausgeht. Ich bin überzeugt, besäße Köln auch nur ein winziges Fußknöchelchen des Heiligen Martin, dann würde es in der ganzen Stadt keine einzige Schlange geben.«

Otto konnte sich nicht erinnern, je davon gehört zu haben, dass es in Köln ein nennenswertes Problem mit Schlangen gab. Aber vielleicht wurde ja in einer der vielen Kirchen tatsächlich eine Reliquie des Heiligen Martin verwahrt. In Linn gab es nichts dergleichen. Deshalb war der kleine Ludowig, der einzige Sohn der Aalfischerin, als er vor drei Jahren beim Brombeerpflücken von einer Kreuzotter gebissen worden war, verstorben. Wer unter dem Schutz eines Heiligen stand, der war gesegnet, wer nicht, der war verloren. Dies stand fest.

»Darf ich das Gebein der Heiligen sehen?«, flüsterte Gerlachus.

»Natürlich. Wir sind doch alle Christenbrüder. Wie ich Euch vorhin erzählen hörte, werter Ritter, reistet Ihr einst als Kreuzfahrer ins Heilige Land.« Der Fremde klappte die Verschlüsse des Kästchens auf. »Ich bin mir sicher, es wird die Heilige Pinnosa erfreuen, wenn Euer Blick auf ihr ruht, Herr Ritter.« Mit diesen Worten schlug er den Deckel auf.

Zum Vorschein kam eine makellos weiße Rippe, die auf dunkelrotes Tuch gebettet lag. Otto beugte sich vor, ergriffen von der Schönheit des Anblicks und dem Gedanken, dass hinter diesem Knochen das Herz der Fußwäscherin der Heiligen Ursula geschlagen hatte.

»Ich fühle mich ganz seltsam ...« Gerlachus konnte den Blick gar nicht mehr abwenden. »So feierlich. Als habe sie etwas in mir berührt.«

»Keiner kann sich der Wirkmacht wahrer Heiliger entziehen«, bekräftigte der Fremde.

»Worin liegt ihre Wirkmacht genau?« Otto wagte nur zu raunen, obwohl es in der Gaststube wieder so laut war, dass seine Worte auf dem Weg zum Ohr seines Gegenübers verloren gehen mochten.

»Ihr wisst, sie war eine Fußwäscherin. Wie schon zu Lebzeiten vermag sie auch jetzt noch immer ein Gefühl tiefen inneren Friedens zu geben. Und wenn unsere letzte Stunde schlägt, dann geleitet uns Pinnosa vor das Angesicht des Herrn und wird ein gutes Wort für jeden aufrichtigen

Christen einlegen. Heuchler im Glauben jedoch sollen ihre Ehrlichkeit fürchten.«

»Frieden ...« Sein Onkel seufzte. Er tastete nach dem Kästchen, in dem die Rippe lag, dabei schrammte sein Armreif über den Tisch. Sanft berührte er den Rand des polierten Holzes. »All mein Silber würde ich für Frieden geben.«

Da war er wieder, dieser Schmerz im Blick seines Onkels, der all das Unausgesprochene ausdrückte, das als Schatten auf seiner Seele lag.

»Kann ich sie kaufen?«, fragte Gerlachus, ohne den Blick von dem vor ihm liegenden Schatz abzuwenden.

Der Fremde betrachtete ihn stirnrunzelnd. »Ich bin ein Christ! Sehe ich aus, als würde ich Handel mit heiligen Knochen treiben?«

Gerlachus zog seine Hand zurück. »Ich ...«

»Unter keinen Umständen werde ich sie verkaufen.« Der Fremde schüttelte den Kopf. »Was ich aber tun kann, ohne die Heilige Pinnosa zu erzürnen, ist folgendes: Ich werde Euch die Rippe schenken.«

Abermals klappte Ottos Unterkiefer herab. »Ihr verschenkt dieses einzigartige Kleinod?«

»So ist es«, sagte der Fremde sehr ernsthaft. »Ich sehe doch die Seelenpein Eures Onkels. Pinnosa wird ihm helfen.«

Jetzt wagte Gerlachus es, den Knochen zu berühren. »Ich kann es nicht glauben. Noch nie ist mir ein so herzenguter Christenmensch begegnet, wie Ihr einer seid.«

Otto schluckte. Er konnte sich nicht erinnern, seinen Onkel je so glücklich gesehen zu haben. Dem Alten standen Tränen in den Augen. Er nahm die Rippe in seine schwieligen Hände, hob sie an die Lippen und küsste sie.

»Wie gedenkt Ihr, die Rippe der Pinnosa in Euer Heim zu bringen?«, fragte der Fremde.

»Der Sack, in dem wir deinen Schild eingeschlagen hatten«, sagte Gerlachus und küsste erneut die Rippe. »Wenn wir sie darin einwickeln, wird sie keinen Schaden nehmen.«

»Ein Sack?« Der Fremde wirkte konsterniert.

»Ich könnte sie in meinen Sarrock wickeln«, schlug Otto vor. »Er ist mit Wolle gefüttert und wird sie gut schützen.«

Der Fremde mit den blauen Augen beugte sich vor, schnupperte und zog die Nase kraus. »Ich frage mich, ob ich mich in Euch getäuscht habe, und ob Ihr wirklich wahre Christen seid.«

»Wie meint Ihr das?«

»Sie ist eine Heilige. Ein Vorbild an Mut und Aufopferung. Selbst über ihren Tod hinaus wirkt sie Wunder. Sie hat es nicht verdient, in schmutziges Leinen oder einen stinkenden Sarrock eingewickelt zu werden.« Der Fremde nahm Gerlachus die Rippe aus den Händen und bettete sie auf das rote Tuch im Kästchen. Jetzt erst bemerkte Otto das aufgerollte Pergament darin. Ein roter Faden war darum geschlungen, und ein Wachssiegel hing von dem Schriftstück.

»Bitte verzeiht ...« Wehmütig betrachtete Gerlachus die Rippe. »Wir wollten nicht respektlos sein ...«

»Ich halte Euch zugute, dass Ihr es mit den besten Absichten wart«, entgegnete der Fremde, wenig bemüht, seine Entrüstung zu verbergen. »Erinnert Ihr Euch nicht an die Reliquienbehälter in den Kirchen? Sie sind aus edelsten Metallen gefertigt und mit kostbaren Gemmen geschmückt. Nur das Beste ist gut genug für die Heiligen.« Er deutete auf das Kästchen. »Der Stoff darin wurde von Jungfrauen gewoben und gefärbt. Das Holz stammt von einer Linde, die auf dem Grab der Heiligen Pinnosa wuchs. Und das Authentikum wurde von keinem Geringeren als Pater Antonius erstellt.«

Otto wusste zwar nicht, was ein Authentikum war, doch er würde sich nicht die Blöße geben und fragen. Und von diesem Pater Antonius sollte man vermutlich bereits gehört haben, wenn man sich mit Heiligen beschäftigte.

»Dann nehmen wir auch das Kästchen«, sagte Gerlachus entschlossen.

Der Fremde riss die Augen auf. »Bin ich hier an Wegelagerer geraten? Ich schenke Euch dieses unvergleichlich kostbare Kleinod, und statt dankbar zu sein, fordert Ihr auch noch das Reliquiar ein.« Er klappte den Deckel zu. »Ich bin erschüttert ob solcher Dreistigkeit.«

»Nein, nein, nein. Ihr habt mich falsch verstanden, Herr.« Sein Onkel griff nach dem Kästchen. »Mit *nehmen* meinte ich kaufen. Wir sind Euch dankbar und ganz gewiss keine Diebe.«

Der Fremde hob eine Braue.

Otto begriff, dass sie sich jetzt keinen weiteren Fehler erlauben durften. Gerlachus war manchmal ein ungehobelter Klotz. Er durfte ihn diese Verhandlungen nicht führen lassen, sonst würde sein Onkel genussvoll anfangen zu feilschen wie auf einem Pferdemarkt und den Reliquienhändler vergraulen.

»Siebenunddreißig Silberpfennige«, sagte Otto. »Das ist alles, was wir mit uns führen. Wir überlassen sie Euch mit Freuden. Ihr habt vollkommen recht. Gebeine einer Heiligen gehören in ein kostbares Gefäß. Alles andere wäre Frevel.«

»Dein Schild«, raunte ihm Gerlachus zu.

Otto winkte ab. Sie würden den Maler zwar morgen nicht bezahlen können, doch dann holten sie den Schild eben im nächsten Frühjahr ab, wenn sie zur Ostermesse wieder in Köln weilten.

»Euch ist vielleicht nicht bewusst, wie hoch die Unkosten allein für das Authentikum sind. Lasst Euch gesagt sein, die Kirche lässt sich für ihre Dienste gut entlohnen.«

Otto löste sein Schwert vom Wehrgehänge und legte es auf den Tisch. »Die Klinge meines verstorbenen Vaters sollte mindestens dreißig weitere Silberpfennige wert sein. Nehmt sie.«

Der Fremde hob abwehrend die Hände. »Das Schwert eines Ritters als Pfand? Das kann ich nicht annehmen. Die Heilige Pinnosa würde mir das nie verzeihen.« Er richtete den Blick auf den Armreif. »Ein schönes Stück. Darf ich es einmal sehen?«

»Denkt nicht einmal daran.« Gerlachus zog jedoch den Ärmel hoch, sodass dieses unheimliche Schmuckstück besser zu sehen war. Solange Otto denken konnte, trug sein Onkel den Reif. Er zeigte eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz biss. Die Augen waren aus roten Glassplittern gefertigt, und jede einzelne Schuppe der Kreatur war deutlich zu erkennen. Als Kind hatte sich Otto vor der Schlange gefürchtet. Er hatte Angst gehabt, dass sie bei Nacht lebendig würde, um in sein Bett zu kriechen und ihn zu beißen. Selbst der Dorfpfarrer hatte Gerlachus schon auf diesen Heidenschmuck angesprochen und ihn bedrängt, den Armreif zumindest nicht zu tragen, wenn er zur Messe kam.

»Eher verkaufe ich meine Seele als den Armreif«, knurrte Gerlachus und zog den Ärmel der Tunika darüber.

Der Heiligenhändler strich sanft über die bleiche Rippe. Er schloss die Augen, nickte verständig, dann sah er sie wieder an. »Pinnosa rügte mich, weil ich um sie feilsche. Die siebenunddreißig Silberpfennige sollen genügen ...« Er machte eine entschuldigende Geste. »Dies ist schließlich kein Geschäft. Wie ich bereits erwähnte, bin ich in Diensten der Heiligen tätig. Und ich weiß nun, dass Ihr der Heiligen Pinnosa stets mit Respekt begegnen werdet. Sie wird es Euch reichlich vergelten.«

»Was treibt ihr hier eigentlich so lange?« Everhard hatte den Tisch mit den anderen Zechern verlassen und trat zwischen sie.

»Wir werden eine Heilige nach Linn bringen«, sagte ihr Onkel voller Ergriffenheit.

»Und ich vermute, dafür verlässt uns das restliche Silber meines Turniersieges.« Everhard legte eine Hand schwer auf die Geldkatze an seinem Gürtel.

Wie konnte sein Bruder nur so ein Banause sein! »Die Heilige Pinnosa wird dem Weihnachtsfest in unserem alten Wehrturm Glanz verleihen. Und Pfarrer Anno wird sie auf den Altar stellen, wenn er die Messe hält.«

Everhard tauschte einen langen Blick mit Gerlachus, dann nickte er. Er hatte ihrem Onkel noch nie etwas abschlagen können. »Dann zieht also eine Heilige in Linn ein. Vielleicht werden sich in Zukunft ja sogar ein paar Pilger zu uns verirren.« Er klopfte Gerlachus auf die breiten Schultern.

»Wohl getan, Onkel.«

## 2.

### Der Preis des Glaubens

Mittwoch, 30. November 1188, Tag des Heiligen Andreas – Patron der Fischer, Bergleute, Seiler, Metzger und Wasserträger, Schutzpatron gegen Gicht, Halsschmerzen, Krämpfe und Rotlauf, sowie Patron für eine gute Heirat

Otto zügelte seinen Rotfuchs vor dem Palast des Erzbischofs. Drei Wochen waren vergangen, seit Gerlachus den unseligen Streit vor dem Dom heraufbeschworen hatte, und nun büßte er. Otto und Everhard waren nach Köln zurückgekehrt, um Abbitte zu leisten.

Schwarze Wolken hatten den Himmel verschlungen. Im Westen tanzten Blitze über das Firmament und übergossen die Rheinstadt mit gleißendem Licht. Der gewaltige Hildebold-Dom ragte wie ein düsterer Berg hinter ihnen auf. Der erzbischöfliche Palast lag südlich davon.

Otto saß ab und tätschelte seinem Hengst über den Hals. Das Schlachtross blickte mit angstweiten Augen zum Himmel. Bei jedem Blitz tänzelte es nervös. Der Ritter hielt den Hengst fest am Zügel, als zwei Knechte durch den Regen gelaufen kamen. Auch Everhard war abgessessen. Gemeinsam mit den Knechten führten sie die Pferde zu den Stallungen des Palastes. Ein paar Handvoll Hafer sollten die Tiere beruhigen.

»Würdet Ihr unsere Pferde trocken reiben, wir müssen dringend zum Domprobst«, drängte Everhard den älteren der beiden Knechte, einen Kerl, dessen Gesicht nur aus braunem Haar zu bestehen schien.

Zwischen tief in die Stirn hängenden Strähnen und üppigem Bart funkelten zwei graue Augen. »Was genau wollt Ihr von ihm? Der Domprobst ist ein vielbeschäftigter Mann.«

»Er muss eine Seele retten«, sagte Otto ernst, denn um nicht weniger ging es. Onkel Gerlachus lag mit schwerem Fieber darnieder, und es stand zu befürchten, dass er die nächsten Tage nicht überleben würde. Pfarrer Anno in Linn hatte sie davon überzeugt, dass es zwischen dem Fieber und seinen lästerlichen Reden am Domportal vor drei Wochen einen Zusammenhang gab. Zudem befürchtete Anno, dass die Seele ihres Onkels im Fegefeuer landen würde, wenn er für seine ketzerischen Worte keine Vergebung erlangte.

»Eine Seele retten also.« Der alte Knecht blickte gen Himmel und drehte an einer Bartsträhne in seinem Mundwinkel. »Nun, dann folgt mir. Ihr habt Glück, sogar der Erzbischof ist anwesend.«

Otto schlang den nassen Umhang enger um die Schultern, doch wärmer wurde ihm davon nicht. Sie waren stundenlang der alten Straße am Rhein gefolgt und bis auf die Knochen durchnässt.

Der haarige Knecht übergab die Pferde seinem Gehilfen und führte Otto und Everhard in einen langen, zweigeschossigen Saal. Über ihren Köpfen hüllte sich eine umlaufende Empore in Schatten. Der Saal war so gewaltig, dass die Kirche von Linn wohl zweimal hineingepasst hätte. Hier war es so kühl, dass Otto der Atem in dampfenden Wölkchen vor dem Mund stand. Doch nicht nur die Kälte, auch ein Lied von sphärischer Schönheit empfing sie. Vor einem Meer aus Kerzenlichtern hatte sich ein Knabenchor aufgestellt und sang ein Lied zum Lobe Gottes. Eine ganze Schar Priester und Mönche lauschte ihnen verzückt.

»Bleibt hier stehen«, befahl ihnen der Knecht und eilte auf eine Gruppe Geistlicher zu.

»Große Räume werden erschaffen, damit wir uns klein fühlen«, murmelte Everhard. »Das hat mir unser Onkel einmal gesagt.«

Ihr Onkel hatte viel erzählt. »Und was ist mit dem Dom? Glaubst du wirklich, sein Zweck sei es, uns klein zu machen? Wir treten dort vor Gott. Wir *sind* klein vor Gott.«

»Aber das hier ist kein Dom«, flüsterte Everhard. »Hier macht uns ein Sterblicher zu Zwergen.«

Als der Stallknecht die Priester erreichte, wandte sich ihnen der einzige Würdenträger zu, der eine Mitra trug. Erzbischof Philipp von Heinsberg! Otto hatte ihn schon bei Messen im Dom gesehen. So lange er zurückdenken konnte, reiste seine Familie zu hohen Kirchenfesten nach Köln. Er hatte die Stimme des Kirchenfürsten widerhallend im Dom vernommen, hatte ihn inmitten von Weihrauchschwaden predigen hören. Und jetzt kam er zu ihnen herüber, wobei er den anderen bedeutete, zurückzubleiben.

Die Kinderstimmen klangen hell und klar in der weiten Halle.

Der Erzbischof kam Otto vor wie eine Erscheinung. Die Mitra ließ den hageren Geistlichen riesig wirken. Die Kasel, die er über der Seide trug, war mit Gold durchwoben. Edelsteine funkelten auf seinem Bischofsstab.

»Große Räume werden erschaffen, damit wir uns klein fühlen«, wiederholte sein Bruder leise. »Deshalb lass dich nicht erdrücken und glotz nicht so ergriffen. Er ist nur ein Mann. Und obendrein ein alter Mann.«

Otto stimmte ihm zwar zu, doch Philipp von Heinsberg galt nun mal als der zweitmächtigste Mann des Reiches, wo doch Herzog Heinrich der Löwe in Verbannung war. Philipp war nicht nur Kirchenfürst, sondern auch der Erzkanzler des Kaisers und der Herzog von Westfalen. Ottos Mund fühlte sich plötzlich so trocken an, als habe er ein Fuder Mehl geschluckt.

Der Chor verstummte in dem Moment, als Philipp von Heinsberg sie erreichte. Unheimliche Stille senkte sich über den kalten Saal.

»Mich dünkt, Euer Onkel fehlt hier«, sagte der Erzbischof, ohne ihre Begegnung auch nur mit einer Begrüßungsgeste einzuleiten. »Mir wurde zugetragen, was er vor dem Dom zu sagen gewagt hat.«

»Wir bitten um Vergebung für ihn, Euer Gnaden.« Everhard senkte demütig das Haupt.

»Sollte diese Bitte nicht über die Lippen desjenigen kommen, dem vergeben werden soll? Erscheint er nicht in Person, ist ihm dieses Anliegen offenbar nicht so ernst wie euch beiden.«

Otto schluckte hart. »Er liegt im Sterben, Euer Gnaden. Er hat vielleicht nur noch wenige Tage zu leben und hätte uns selbstverständlich begleitet, wenn er könnte.«

Der Blick des Erzbischofs richtete sich auf ihn. Sein Gesicht wirkte ausgezehrt, als brenne in ihm ein Feuer, das Fett und Fleisch verschlang. Seine Lippen waren schmal wie eine Narbe. »Mich dünkt, der Domprobst weissagte ihm, dass Gott ihn vor seinen Thron rufen werde, auf dass er Rede stehe über sein Tun.«

Otto hielt Philipps kaltem Blick stand, obwohl er das Gefühl hatte, dass sein Herz wild wie eine Trommel schlug und jeder in der weiten Halle es hören müsste. »Unser Onkel Gerlachus war ein Kreuzfahrer. Er reiste ins Heilige Land und hat sein Blut für die Sache Christi gegeben, Euer Gnaden.«

»Und?«, fragte der Kirchenfürst ungerührt.

»Unser Onkel bereut seine Worte von ganzem Herzen, Euer Gnaden«, log Everhard. »Wir bitten in seinem Namen um Vergebung.« Er löste die schmale Geldkatze von seinem Gürtel und hielt sie dem Kirchenfürsten hin. »Wir spenden alles Silber, das wir besitzen, für die Speisung der Armen oder wofür auch immer Ihr es verwenden wollt. Und wir werden

noch mehr bringen«, fügte er eilig hinzu, als Philipp sich nicht regte. Dann kniete Everhard nieder. »Bitte, Euer Gnaden ...« Er küsste den Saum des Seidengewandes und bedeutete Otto, ebenfalls niederzuknien.

Es widerstrebte ihm, vor diesem hartherzigen Mann auf die Knie zu fallen, und doch tat er es, um seines Onkels willen.

Das Licht eines Blitzes schnitt wie ein gleißendes Messer durch die Fenster des weiten Saales. Für einen Herzschlag vertrieb fahle Helligkeit das Dunkel. Der hagere Erzbischof erschien wie ein Riese. Sein Antlitz wirkte unnahbar, wie aus Stein gehauen. Trüge er ein Schwert statt seines Stabes, dann hätte er auch ein Racheengel sein können.

Donnergrollen folgte auf den Blitz und ließ den Saal erbeben.

»Seid ihr wirklich so vermessen zu glauben, eine Handvoll Silber und Lippenbekenntnisse seien genug, um die Ketzerei vor meinem Dom vergessen zu machen, sie gar zu tilgen?« Die Worte des Erzbischofs, gesprochen in heiligem Zorn, kamen beinahe dem Donner des Himmels gleich. »Durch fromme Männer wie Bruder Anselmus spricht Gott zu uns. Wer sie der Lüge zeiht, der nennt Gott selbst einen Lügner!«

Jetzt senkte auch Otto den Blick. Es war dumm von ihnen gewesen, hierherzukommen. Was ihr Onkel entfesselt hatte, war wie das Hochwasser des Rheins – eine Gewalt, die alles mitriss, was sich ihr in den Weg stellte.

»Gottes Blick ruht auf euch beiden, jetzt in diesem Moment und immerdar. Er erwartet Buße. Wahre Buße! Er erwartet einen gerechten Ausgleich zu der Sünde, die begangen wurde.« Der Kirchenfürst verstummte und ließ in der Stille seine Worte nachwirken.

Otto zermarterte sich das Hirn, was Philipp nun von ihnen erwartete. Worte der Reue? Oder war demütiges Schweigen die einzig richtige Antwort?

Philipp erlöste ihn von seinen quälenden Gedanken. »Euer Onkel hat sich am heiligen und gerechten Willen, Jerusalem von den Heiden zu befreien, versündigt. Wenn euch Ehre und Glaube teuer ist, so nehmet das Kreuz und reihet euch ein in das Heer des Kaisers, das sich im nächsten Frühjahr zu Regensburg sammelt, um dann gen Jerusalem zu ziehen.«

Otto schluckte. Sie wurden gebeten, genau das tun, wovor ihr Onkel sie, solange er denken konnte, gewarnt hatte.

»Wisset, Papst Gregor VIII. verkündete, bevor er vor Gram über den Verlust der heiligen Stätten von uns ging, dass den Kreuzzug nach Kräften zu unterstützen die heiligste Pflicht aller Christenmenschen sei. Wer zu schwach ist, das Schwert zu führen, der erweise seine fromme Unterstützung durch fasten. Von nun an speise er kein Fleisch mehr des Mittwochs oder Sonntags, bis Jerusalem vom Joch der Ungläubigen befreit ist. Alle Könige der Christenheit hat er aufgerufen, ihre kleinlichen Händel aufzugeben, Frieden zu schließen und sich mit ihren Rittern dem Kreuzzugsheere anzuschließen. Selbst die Kardinäle sollen zum Schwerte greifen und zusammen mit den Königen an der Spitze des Heerzuges reiten. Und für all jene, die nach Jerusalem streben, gelten fortan weder Grenzen noch Zölle. Niemand soll sich als kleinlich erweisen und ein jeglicher die Kreuzfahrer nach Kräften unterstützen. Wer aber Leib und Leben wagt und Teil des heiligen Zuges wird, dem wird vollkommener Ablass für all seine Sünden gewährt, sofern er das Heilige Land erreicht.«

Otto blickte zu Everhard. Für seinen Bruder hieße das, seine Träume zu begraben, denn er wollte auf großen Turnieren Ruhm erringen. Doch Everhard nickte ihm zu. Wenn auch sichtlich schweren Herzens.

»Ihr wisst, dass euren Onkel für seinen Frevel das Fegefeuer erwartet? Weil er selbst an einem Kreuzzug teilnahm, wird er nicht in die Hölle

fahren, doch nach dem, was er getan hat, werden sich ihm auch die Pforten des Himmelreiches verschließen«, mahnte der Erzbischof.

Das Gleiche hatte ihnen der Dorfpfarrer Anno bereits gesagt. Er hatte Gerlachus zur Beichte und aufrichtigen Reue gedrängt, doch ihr Onkel war immer schon ein Dickschädel gewesen und hatte sich geweigert, auch nur eines seiner Worte zurückzunehmen.

»Ich werde das Kreuz nehmen und nach Jerusalem ziehen«, sagte Otto entschieden. Als ihr Vater nicht aus Italien zurückgekehrt war, hatte Gerlachus nicht gezögert, sie zu seinen Zöglingen zu machen und sich um sie zu kümmern. Nun war es an ihnen, ihren Onkel zu beschützen.

»Auch ich werde nach Jerusalem ziehen«, sagte Everhard mit dem bitteren Beiklang verlorener Träume.

»Wohl getan, meine Recken. Der Kaiser wird jedes Schwert willkommen heißen. Dann findet euch zum nächsten Frühjahr in Regensburg ein.« Der Erzbischof legte den Kopf schief und sah sie abschätzig an. »Mit wie viel Gefolge werdet ihr reisen?«

»Zehn vielleicht«, antwortete Everhard, der durch seine Reisen zu den Turnieren besser einschätzen konnte, wie viel Gesinde nötig war.

»Zehn«, wiederholte Philipp gedehnt. »Dann sollten hundert Silbermark genügen.«

»Ich verstehe nicht ...«, gestand Everhard.

Der Erzbischof bedachte sie mit einem strengen Blick. »Habt ihr denn nimmer Kunde empfangen von den Geboten des Kreuzzuges?« Als sie schwiegen, fuhr er fort. »Der Kaiser wünscht nicht, dass es zu Gewalt und Plünderien in den Christenlanden kommt. Deshalb hat er in seiner Weisheit beschlossen, dass jeder Streiter, der am Kreuzzug teilnimmt, Vorräte mitführen muss, die er auf dem Wege ergänzt, indem er hinzukaft. Es darf nicht sein, dass ein Kreuzzugsheer zur Plage wird und sich, wie einst die Heuschrecken in Ägypten, durch die Lande des Kaisers

und unserer christlichen Verbündeten frisst. Darum hat ein jeglicher, der das Kreuz trägt, genug Silber darzutun für sich und die seinen, oder es sei ihm der Zug ins Heilige Land versagt.«

Otto presste verzweifelt die Lippen zusammen. Hundert Silbermark! Diese Summe würden sie niemals zusammenbringen. Die Münzen in der Geldkatze seines Bruders ergaben zusammen nicht einmal zwei Silbermark. Und das stellte zurzeit ihren gesamten Münzbesitz dar. Otto überschlug, was sie zusammenbekämen, wenn sie das Vieh verkauften, alle Schulden eintrieben und die Abgaben der Leibgaben um einen Sonderzehnten für den Kreuzzug erhöhten. Nein, all das würde immer noch nicht reichen. Hundert Silbermark würden sie nie und nimmer bis zum nächsten Frühjahr auftreiben können. Und damit war das Schicksal ihres Onkels besiegelt. Außer, sie schafften es, ihn aufzupäppeln und dazu zu überreden, aufrichtig Reue zu üben. Aber da trieb man wohl eher einen Ochsen durch ein Nadelöhr. Zumal er überzeugt war, dass es stimmte, was er gesagt hatte und ein Sarazene niemals auf unflätigste Art die Grabeskirche beschmutzen würde. Otto entfuhr ein tiefer Seufzer.

Everhard war schon einen Schritt weiter. »So viel Silber besitzen wir nicht, Euer Gnaden.«

Der Erzbischof betrachtete sie nachdenklich. »Wisst ihr mit eurem Herzen, was es heißt, das Kreuz zu nehmen?« Er klang nicht mehr so streng wie zuvor, sondern eher wie ein Kirchenvater, der bereit war, seinen Schäflein ihre Sünden zu vergeben.

»Das tue ich«, entgegnete Otto, ohne zu zögern.

Philipp strich sich nachdenklich über das glatt rasierte Kinn und betrachtete Everhard.

»Auch mir ist es ein Anliegen.« Sein Bruder klang nicht sehr enthusiastisch.

»Es ist im Interesse der Kirche, dass junge, kräftige Männer, wie ihr es seid, am Kreuzzug teilnehmen.« Der Blick des Erzbischofs verweilte auf Everhard. »Eure Taten beim Turnier zu Jülich sind mir sehr wohl zu Ohren gekommen, junger Ritter. Nun ist es an der Zeit, dass Ihr Euren Heldenmut auch auf dem Schlachtfeld beweist.«

Schlagartig war Everhard Feuer und Flamme. Sein Gesicht strahlte vor Begeisterung. »Jederzeit, Euer Gnaden.« Die Flamme erlosch. »Doch das nötige Silber ...«

»Es gibt vielleicht einen Weg«, der Blick des Erzbischofs wurde wieder hart, »der zugleich eine Prüfung eures Glaubens bedeutet. Für einen Ritter mag es die schwerste Prüfung von allen sein. Ihr werdet euren Stolz zurückstecken müssen, um zu beweisen, dass ihr wirklich am Kreuzzug teilnehmen wollt, um das Seelenheil eures Onkels zu retten.«

Otto blickte den Kirchenfürsten verwundert an. Er hatte keine Ahnung, was diese Worte zu bedeuten hatten. Aus dem Augenwinkel sah er zu Everhard. Sein Bruder war blass geworden.

»Junge Herren zu Linn, ich biete euch für eure Burg und alle dazugehörigen Ländereien sowie die Leibeigenen hundert Silbermark, auf dass sie fortan zu den Gütern des hochwürdigen Erzstuhls zu Köln gezählt werden.«

Die Worte trafen Otto wie ein Schlag in die Magengrube. Fortan wären sie mittellos! Wie jene dritten oder vierten Söhne ohne Hoffnung, jemals das Familienerbe anzutreten, die in Klöster abgeschoben wurden oder sich bei umherziehenden Haufen von Brabanzonen verdingten. Söldner, die ihre Schwerter an jeden Herrn vermieteten.

»Wenn ihr eure Ländereien an mich abtretet, werde ich euch umgehend als Lehnsherren einsetzen. Wie bisher werdet ihr alle Entscheidungen auf euren Gütern treffen ...«

»Nur dass es nicht mehr unsere Güter sind«, entfuhr es Otto.

»Ihr werdet kaum einen Unterschied spüren«, beschwichtigte der Erzbischof. »Doch als meine Lehnmänner schuldet ihr mir Gefolgschaft, wenn ich euch rufe.«

Otto schloss die Augen. Das klang nicht gut. In den letzten Jahren hatte der Erzbischof immer wieder im Streit mit den Bürgern von Köln gelegen, an der Seite des Kaisers gegen Heinrich den Löwen gekämpft, sich aber auch mit dem Kaiser selbst angelegt. Und als Reichskanzler verstrickte er sich immer wieder in die Kriege in Italien und verbrachte dort mehr Zeit als in Köln.

»Ich stimme zu, Euer Gnaden«, sagte Everhard überraschend.

Otto biss die Zähne zusammen. Nun blieb ihm im Grunde keine Wahl mehr, denn er wollte sich weder gegen den Erzbischof noch gegen seinen Bruder stellen.

»Wir alle müssen Opfer bringen«, lockte der Erzbischof Philipp. »Ich selbst verpfändete einst mein Münzrecht an die Stadt Köln, um an jenem Feldzug teilnehmen zu können, der obendrein noch mit der schrecklichen Niederlage von Legnano endete. Manchmal müssen wir alles wagen, junger Ritter, um unseren Weg zu beschreiten. Dabei fällt die Entscheidung letztendlich leicht: Folge dem Ruf deines Herzens, und du wirst deinen Weg niemals bereuen, wohin er dich auch führen mag.«

Otto dachte an Gerlachus, wie er fiebernd im Bett lag und wirr redete. Und er dachte an die letzten Jahre, in denen sie fast jeden Tag mit ihrem Onkel verbracht hatten. Wie sie zum Fischen in einem Nachen auf den Rhein gefahren waren und er sie das Schwimmen gelehrt hatte. Wie sie zum Jagen ausgeritten waren, und wie er ihnen an der Seite des Waffenmeisters Sigurd unermüdlich den Umgang mit Schild und Schwert beigebracht hatte. Nach dem Tod ihres Vaters war er, ohne zu zögern, für sie da gewesen. Was war er nur für ein Lump, dass er nun zögerte, alles für Gerlachus zu geben.

»Ich stimme zu«, sagte Otto. »Ich werde Euer Lehnsmann, Euer Gnaden.«

»Gut, damit wäre dies entschieden. Kehrt morgen zur Mittagsstunde hierher zurück. Ich werde im Skriptorium eine Urkunde zum Besitzübertrag vorbereiten lassen und euch, sobald die Urkunde gezeichnet ist, den Lehnseid abnehmen.« Der Erzbischof wandte den Blick zur hohen Decke des Saales. »Ich danke dir, Gott, dass du dem Kaiser zwei weitere Schwerter zum Kampf um Jerusalem geschenkt hast.«

Otto fühlte sich benommen. Morgen würde er vom freien Ritter, der nur dem Kaiser Gefolgschaft schuldete, zum Lehnsmann des Erzbischofs werden.

»Dann seid ihr nun entlassen. Meine Pflichten rufen mich.« Mit diesen Worten wandte sich der Erzbischof ab und ging, ohne sich noch einmal nach ihnen umzudrehen, zurück zu den Priestern. Kaum hatte Philipp sie erreicht, hob der Chor wieder zu singen an, und der weite Saal hallte von den reinen Knabenstimmen wider.

»He!« Der haarige Pferdeknecht hatte hinter einer Säule auf sie gewartet und winkte ihnen. »Kommt mit. Ich bringe euch in die Küche. Ihr seht aus, als könntet ihr einen guten Bissen und ein warmes Bier vertragen.«

Jetzt erst wurde Otto wieder bewusst, wie durchgefroren er war. Und als hätte sein Körper einer Erinnerung bedurft, begannen seine Zähne zu klappern.

Everhard legte ihm den Arm um die Schultern. »Nimm es nicht so schwer, Bruderherz. Das sind wir Gerlachus schuldig.«

Wo er recht hat, hat er recht, dachte Otto. Sie beschritten den einzig ehrenhaften Weg.

»Außerdem hat es vielleicht noch sein Gutes, dass wir nun Gefolgsleute Philipps sind.«

Das wiederum vermochte Otto nicht zu erkennen.

»Er schätzt es, seinen Besitz einzumauern. Er hat Unsummen für die neuen Stadtmauern von Köln ausgegeben. Wenn wir vom Kreuzzug zurück sind und wir ihm gut gedient haben, wird er uns vielleicht helfen, die steinerne Mauer um Burg Linn zu vollenden.«

Ihr Vater hatte die hölzerne Palisade bis zum Torturm durch eine steinerne Schildmauer ersetzt, dann aber die Bauarbeiten abbrechen müssen, weil es am nötigen Silber fehlte. Vielleicht würden sie sein Werk fortsetzen können? Falls sie denn vom Kreuzzug zurückkehrten. Otto dachte an all die Schreckensgeschichten über Seuchen, Hunger und Durst. Und an die reitenden Bogenschützen, die wie aus dem Nichts erschienen. Falls die Geschichten ihres Onkels stimmten, dann war das Heilige Land vor allem ein Land voller Gräber.

Er sollte nicht ständig düsteren Gedanken nachhängen, schalt sich Otto. Gewiss sah der Herr im Himmel, welches Opfer sie brachten, um ihn zu versöhnen, und wenn sie morgen Abend nach Linn heimkehrten, würde Gerlachus in seinem schweren Stuhl vor dem Kamin sitzen und sie mit einem zotigen Trinkspruch begrüßen.

### 3.

## Elftausend Jungfrauen

Montag, 6. März 1189, Tag des Heiligen Fridolin – Schutzpatron gegen Feuer- und Wassergefahren, Viehseuchen, Kinderkrankheiten sowie Arm- und Beinleiden

Ratsch! Mit dem Absatz trieb Wenzel den Spaten in die schwarze Erde. Er verzog das Gesicht. In der Nacht war alle Erde schwarz. Und jeder Ratsch laut. Mit klopfendem Herzen hielt er inne, angestrengt in die Dunkelheit horchend.

Schnell, stürze dich in die Arbeit und schaufle weiter, bevor du dich fragst, was du kurz nach Mitternacht auf dem alten Gräberfeld tust, ermahnte er sich. Bei den elftausend Jungfrauen, was tue ich kurz nach Mitternacht auf dem alten Knochenacker?

Bis es ihm gelungen war, diesen Flecken Erde als eine vergessene Begräbnisstätte auszumachen, hatte Wenzel tagelang unermüdlich das Kölner Umland abgesucht. Am helllichten Tag, wohlgemerkt. Da er wusste, dass die Römer ihre Toten häufig entlang großer Ausfallstraßen bestattet hatten, konnte er gezielt deren ehemalige Trassen inspizieren. Und so war er über dieses Gräberfeld in einem Wäldchen nahe der Straße gestolpert, die einst aus Köln hinaus in Richtung Aachen geführt hatte. Nur spärliche von Efeu und Wurzeln überwucherte Reste des Fundamentes der früheren Umfriedung zeugten von der Vergangenheit dieses Ortes. Sämtliche Grabsteine, Schmucksteine, Mauersteine hatten längst im baufreudigen Köln eine neue Bestimmung gefunden.

Sollte er es Instinkt nennen? Jedenfalls verspürte Wenzel die Gewissheit, hier an dieser Stelle fündig zu werden. Er hatte einen drei

Schritt langen, schmalen Suchgraben gezogen und hoffte nun, dass er auf ein altes Grab treffen würde. Das Knirschen brechender Tonpötte wäre ein erstes Indiz, dass er richtiglag. Doch bislang zerteilte sein hölzerner Spaten mit der eisenbeschlagenen Stickleite nur zähes Wurzelwerk.

Unermüdlich werkelte er weiter. Dabei dachte er an die Toten, die seit bestimmt tausend Jahren unter seinen Füßen ruhten und hier ihren Seelenfrieden gefunden hatten. Und ausgerechnet er, Wenzel aus Nirgendwo, beabsichtigte, diesen zu stören. Mit jedem Stich schien es ihm, als protestierte die Erde selbst. Bissiger und hartnäckiger als Flöhe suchten ihn Zweifel heim, und abermals stellte er sein nächtliches Vorhaben infrage. Priester sprachen von Frevel und drohten mit Verdammnis. Doch seit der – wie sollte er es nennen – *Begebenheit* mit der Tochter des Markgrafen in seiner Geburtsstadt führte Wenzel ein Leben auf des Messers Schneide. Seine Geschäfte wurden zunehmend gewagter, und seine Vergangenheit rückte ihm mehr und mehr auf die Pelle.

Wie lange mochte das wohl noch gut gehen? Mit zusammengepressten Lippen blickte er sich um. *Wer nachts gräbt, muss mit den Geistern tanzen*, pflegte sein bester und einziger Freund Antonius zu sagen.

Wenzel versuchte sich abzulenken, vom Erfolg des Unterfangens zu träumen. Er hörte die Münzen bereits in den Ohren klingeln – wenigstens eine Weile würden sie für ein unbeschwertes Leben sorgen.

Spatenstich um Spatenstich flog die Erde mal nach links, mal nach rechts.

Wer weiß, vielleicht erfreuten sich die Toten sogar an der Abwechslung, die so überraschend über sie hereinbrach. Ebendaher setzte er sein Werkzeug unermüdlich an. Wenn er so gut schaufeln wie schönreden könnte, hätte er bereits den halben Wald auf links gedreht.

Lautlos flog eine Schleiereule an ihm vorbei. Wieder hielt er inne. Lauschte. Allein der Wind flüsterte zwischen knorrigen Ästen ein beruhigendes Lied – aus dem er keinen Widerspruch heraushörte. Insofern setzte er seine Arbeit fort, verlängerte den Suchgraben in Richtung der alten Römerstraße, während trotz der nächtlichen Kälte Schweißperlen auf seine Stirn traten.

*Du kannst alles tun, sagte Antonius stets. Du musst jedoch bereit sein, mit den Konsequenzen zu leben.*

Vergangene Woche hatte Wenzel erstmalig der Verurteilung eines Grabplünderers durch das Schandgericht mit anschließender öffentlicher Prügelstrafe beigewohnt. Zwanzig Rutenschläge. *Sünde! Blasphemie!*, hatte der Schultheiß im Namen des Erzbischofs, im Namen der Kirche, im Namen Gottes gerufen. Danach hatte ein Priester den Delinquenten exkommuniziert und aus der Stadt verbannt, was einer gesellschaftlichen Todesstrafe gleichkam. Als Vogelfreier besaß der Missetäter keine Rechte mehr. Dennoch war die Enttäuschung über das milde Urteil spürbar gewesen, viele Schaulustige hatten auf eine blutige Hinrichtung gehofft.

Klack! Das Geräusch fuhr ihm in die Knochen, die Spatenspitze auf etwas Hartes. Mit seiner kleinen Öllaterne beleuchtete Wenzel das Erdreich. Ach so, nur ein Stein. Er griff danach und befreite ihn von der Erde. Drei helle Streifen, die ein Dreieck bildeten, durchzogen die Oberfläche. Wenzel wog ihn in der Handfläche und schloss die Faust darum. Er spürte, wie sich der Stein in seine Finger schmiegte.

Glatt, oval, nicht zu schwer, nicht zu leicht, nicht zu groß – genau so, wie ich es am liebsten mag. Er verstaute das Fundstück im Lederbeutel an seinem Gürtel. Doch deswegen bin ich nicht hier, schalt er sich.

Aufs Neue bewegte er Erde, bis die Eisenkante seines Spatens über eine harte Oberfläche schabte. Eine Steinplatte. Eifrig grub er weiter. Dass einige Wurzeln das Freilegen der jahrhundertealten Ruhestätte

erschwerten, störte ihn nicht beim Freilegen eines Teils Ziegelmauer. Direkt daneben befand sich eine steinerne Kiste, etwa drei Ellen lang und kaum anderthalb breit. Ein Haus, in dem ein Steinsarg lag, wies auf einen wohlhabenden Toten hin. Heutzutage gab es selbst für die meisten Lebenden keine Steinhäuser. Hier war Wenzel gerade auf eine wahre Goldgrube gestoßen. Mit frischer Kraft setzte er die Arbeit fort.

Verkniffen lugte der Mond als schmale Sichel hinter einer Wolke hervor. Viel Licht warf er nicht auf die Entdeckung und auf Wenzel, der sich neben den freigelegten Sarkophag kniete. Seine zitternden Finger tasteten über kalten Leichenstein, dann schob er mit bedachtsamer Kraft die schwere Steinplatte der Ruhestätte zur Seite. Der Anblick menschlicher Vergänglichkeit traf ihn wie ein Morgensternhieb. Unwillkürlich drehte er den Kopf zur Seite und atmete tief durch den Mund ein. Doch schon im nächsten Augenblick wandte er sich wieder dem Grab zu. »Verzeih mir, wer immer du warst«, murmelte er kaum hörbar. »Schenke mir nur deine Knochen, ich führe sie einer neuen Bestimmung zu. Deine Seele jedoch möge weiterruhen und verstehen.«

Obwohl die Öllaterne bei Gott nicht hell schien, genügte ihm der Kontrast der bleichen Gebeine in der steinernen Grabstätte vollends. Mit Gefühl und Pietät nahm er die ersten Knochen aus dem Grab. Finger, Zehen und einige Rippen wanderten in den mitgebrachten Leinensack. Dazwischen lagen bunte Glasperlen verstreut, die er nicht anrührte. Er schob Stoffreste aus vergilbtem Weiß und verblasstem Rot zur Seite. Neben der Schulter lag eine Fibel und zwischen den Beckenknochen eine Gürtelschnalle. Ockerfarbene Gefäße standen bei den Füßen. Eines schien sogar aus Glas zu sein. Staubig schwarzes Haar klebte noch am Schädel, dessen leere Augenhöhlen ihn düster anlotzten.

Wieder wandte Wenzel den Blick ab und atmete durch. Leise murmelte er ein Vaterunser, doch er vermochte damit nicht das unangenehme

Gefühl wegzubeten, das sich in seinen Eingeweiden eingenistet hatte. Er stahl zwar Tote, doch er bestahl sie nicht, redete er sich ein.

Leichenräuberehre oder so.

Dann wandte sich Wenzel wieder dem Skelett zu und betastete die Wirbelsäule. Im Gegensatz zu den anderen Knochen klebten die Rückenwirbel selbst nach so vielen Jahren oft noch aneinander. Ob aus Trotz oder Gewohnheit oder durch die Verwesung wusste er nicht; wie dem auch sei, ein leichtes Ziehen genügte meist, um die Verkrustungen aufzubrechen und die Wirbel voneinander zu trennen. Mit angehaltenem Atem, sanftem Druck und vorsichtigem Hin- und Herdrehen löste er sie. Dabei verursachte er ein leises Knirschen, und ihm wurde bewusst, wie zerbrechlich die alten Gebeine waren. Schlecht fürs Geschäft – für einen Bröselhaufen zahlte niemand gutes Silber. Ein paar brauchbare Stücke werden schon dabei sein, beruhigte er sich. Er ging äußerst behutsam vor, und vier halbwegs stabile Wirbel fanden Einzug in den Leinensack. Knöcherner Zeugnisse eines längst verloschenen Lebens, ihrem Grab entrissen für eine neue Verwendung. Bei allem Respekt, den er aufbrachte, konnte er nicht verhindern, dass ihn ein verstörendes Gefühl packte, wo er doch am tiefen Frieden dieser – doch nicht letzten – Ruhestätte rüttelte.

*Ein Grab ist wie ein Gebet. Wenn du es störst, höre besser gut zu,* pflegte Antonius zu sagen.

Ein kalter Windstoß ließ Wenzel frösteln, und plötzlich erschien ihm die Dunkelheit lebendig, erfüllt von stummen Anschuldigungen. »Kann man Vorwürfe greifen?«, murmelte er und gab sich selbst kopfschüttelnd die Antwort. »Also, wovor fürchte ich mich?«

Er schob die Steinplatte wieder an ihren Platz und schaufelte die Erde zurück. Sorgsam trat er das Erdreich fest und verteilte noch Laub darauf. Dieses Grab war das reinste Schatzhaus. Ein vollständiges und gut

erhaltenes Skelett. Hierher würde er zurückkehren, und dann wollte er den Ort nicht geplündert vorfinden. Zugleich zerrte immer noch dieses unwohle Gefühl an ihm. Um die Beklemmung gänzlich abzuschütteln, kramte er in seinem Gewissen nach einer Rechtfertigung für seine Tat. Was hatte kein Geringerer als der Kölner Erzbischof Rainald von Dassel vor einem Vierteljahrhundert getan? Nachdem das Heer des Kaisers Friedrich Barbarossa die Stadt Mailand in die Knie gezwungen hatte, nahm der Erzbischof die Gebeine der Heiligen Drei Könige aus der Basilika Sant'Eustorgio an sich und brachte sie nach Köln.

Wenzel hob seinen Beutel an. Im Grunde hatte Rainald damals die sterblichen Überreste genauso eingesackt wie er heute. Und es handelte sich nicht einmal um Christen, sondern um gottlose Heiden.

Die Tatsache, dass Wenzel auf diese Weise sein schlechtes Gewissen beruhigte, zeugte davon, dass er noch eins besaß. Nicht nur der Schönredner in ihm fühlte sich gesegnet.

Als Wenzel beim ersten Morgengrauen zurück in die Stadt eilte, spürte er die Müdigkeit in allen Gliedern. Dabei lag ein gewichtiger Teil seines heutigen Arbeitstages noch vor ihm: Sein Freund Priester Antonius musste die Beute heiligsprechen und passende Zeugnisse anfertigen.

»Von Jungfrauen werdet ihr sein, heilige Schätze«, flüsterte Wenzel ein Gelöbnis in die Nacht, um sich wach zu halten. »Märtyrerinnen in Gold und Silber gebettet. Und sie werden kommen von nah und fern, um euch zu verehren.«

Auch so eine Geschichte, an die er sich immer wieder staunend erinnerte, waren sie doch untrennbar miteinander verbunden: Köln und seine Jungfrauen. Allein bei dem Gedanken daran lachte er laut auf, und alle Müdigkeit fiel von ihm ab. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war Ursula aus Britannien nur mit elf frommen Jungfrauen nach Rom gereist, wo sie den

Segen des Heiligen Vaters in Empfang genommen hatte. Auf der Rückreise wurden sie in Köln von wilden Hunnen überfallen und weigerten sich, ihrem Glauben abzuschwören, wofür die Heiden wenig Verständnis aufbrachten. So erlitten Ursula und ihre Jungfrauen allesamt den Märtyrertod. Fortan ruhten nicht nur Ursulas Gebeine in Köln, sondern vor allem ihr Andenken. Die Stadt hatte sie zur Schutzpatronin erhoben und pries die Jungfrauen als leuchtendes Beispiel frommer Tapferkeit.

Inzwischen wird von elftausend Jungfrauen geredet. Wenzels Verstand sträubte sich, dies zu glauben. Elftausend! Die wären ja mit einer riesigen Flotte aus Britannien gekommen. Das wäre ein Heerzug gewesen. Elftausend. Die hätten das Hunnenheer mit ihren Kämmen und Haarnadeln niedergemacht! Wenzel lächelte in sich hinein. Letzten Endes stand diese wundersame Vermehrung der Jungfrauen der Kölner Geschäftstüchtigkeit nicht im Weg. Unzählige Pilger strömten in die Stadt, wodurch Ursulas Legende mit den Jahrhunderten immer bedeutender und wundersamer wurde. Und da es keine Knöchelchen der Heiligen Drei Könige gab, derentwegen sie kamen, waren sie umso begieriger, bei der Heimreise ein heiliges Jungfrauenknöchelchen im Gepäck zu haben.

Der Morgen dämmerte bleiern über Köln, als die ersten Sonnenstrahlen zaghaft die hohen Baugerüste und den Kran beim Hahnentor berührten. Dieser Eingang im Westen der Stadt öffnete stets als Erstes, und die Wachen hier galten als besonders umgänglich. Genaue Kontrollen oder gar Leibesvisitationen nahmen sie so gut wie nie vor.

Die Luft roch nach kalter Asche, feuchtem Holz und dem fernen Duft von frisch gebackenem Brot – offenbar hatten die Bäcker ihre Ofenfeuer bereits entfacht.

Wenzel lauerte vor dem gewaltigen Torbau auf den ersten Schlag der Stundenglocke des Benediktinerklosters. Vor ihm warteten zwei Knechte

mit einem Karren voller Fässer, dahinter eine Gruppe Pilger in zerschissenen Kutten. Staubige, durstige Männer, die vermutlich aus der Krönungsstadt Aachen nach Köln gewandert waren.

Endlich ertönte der dumpfe Glockenschlag, gefolgt vom Knarzen der mächtigen Holzriegel, die aus ihrer Verankerung gezogen wurden. Ein Torwächter trat mit grimmiger Miene hervor, den Speer in der einen, eine Laterne in der anderen Hand. Der andere Wächter, ein breitschultriger Mann mit vernarbtem Gesicht, rief etwas zum Torbogen empor. Ketten klirrten, und das schwere Fallgatter glitt nach oben ins Mauerwerk.

Wenzel verbarg Spaten und Leinenbeutel unter seinem weiten Mantel, zog die Filzkappe tief ins Gesicht und schloss sich den Pilgern an, als die Gruppe getragenen Schrittes und in stummer Einmütigkeit zwischen den Türmen des Hahmentores hindurchmarschierte.

Als er außer Sichtweite war, löste sich Wenzel von der Pilgergruppe und erreichte ohne Zwischenfall seine Behausung im Vringsveedel, ein zweigeschossiges Fachwerkhaus mit rot gestrichenem Lehmverputz, bei dem es bei Regen immer durchs Strohdach tropfte. Aufgrund der Lage im Herzen der Stadt war der Mietzins unverschämt hoch, dennoch hatte Wenzel nicht lange verhandelt, sondern beherzt zugegriffen.

Ausgestattet war sein Heim mit einem Bett sowie einem Tisch, einem Stuhl, einer Truhe und viel Zuversicht, dass bald bessere Zeiten anbrechen würden. Er wusch sich die Hände in dem Wassereimer neben der Tür und betrachtete die schwarzen Ränder unter seinen Fingernägeln. Bevor er sich schlafen legte, sollte er sie unbedingt reinigen – so viel Zeit musste sein. Mit einem kleinen Messer, dessen Spitze er stumpf gefeilt hatte, pulte er den Dreck hervor.

Nach dem nächtlichen Raubzug ließ er drei Tage lang Wasser den Rhein hinunterfließen, ohne sein Heim zu verlassen, von kleineren Besorgungen mal abgesehen. Dann ging es darum, seine Beute zu versilbern.

Einen Teil seiner Ware gut im Leinensack verstaut betrat Wenzel den großen Platz vor der Klosterkirche Sankt Aposteln und blickte sich um. Wohin sollte er sich am besten stellen? Der Trubel begann offenbar Woche um Woche früher. Mitten in dem regen Treiben entdeckte er gerade noch ein geeignetes Plätzchen am Rand des Geschehens. Er baute sein Tischchen auf und breitete ein Tuch so rot wie das Blut Christi darüber aus. Obendrauf präsentierte er drei schmucke hölzerne Kästchen. Aus seiner Sicht reichte dies vollends aus, mehr davon würde den Wert der Ware mindern und deren Bedeutung zuschanden machen.

Von seinem ersten in Köln verdienten Silber vor einigen Monaten hatte sich Wenzel neu gewandet. Er achtete peinlichst auf ein gepflegtes Aussehen, denn ein Händler in zerschlissener Kleidung schreckte die Kunden ab. Allerdings wollte er unter keinen Umständen auf seine speckige Filzkappe verzichten – sein Talisman aus alten Zeiten. Vorn besaß die umlaufende Krempe eine Verdickung, die seine Augen bei hochstehender Sonne beschattete. Wenzel schob sie Richtung Hinterkopf. Damit schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe, denn so konnte er sein Lieblingsteil tragen, und es entstand nicht der Eindruck, er wolle sein Gesicht verbergen.

Der Händler neben ihm sparte sich diesen Aufwand – sein verfilztes Haar hing ihm in die Augen, das Wams wies Risse an beiden Ärmeln auf, und die Hose strotzte vor Flecken, noch dazu an ungehöriger Stelle. Aus gegebenem Anlass wurde der Kerl *der kahle Karl* genannt. Mit verschränkten Armen stand er hinter seiner Kiste, auf der er Knochen, Holzstückchen, Steinchen und anderen Tand stapelte. Zudem hatte er

mächtig schlechte Laune im Angebot. »He Wanzel, such dir gefälligst einen anderen Platz«, giftete er ihn an. »Du klaust mir die Käufer.«

»Keine Angst, Karlchen. Wir beglücken unterschiedliche Kundschaft; du die armen Schweine, ich die betuchten Adligen.«

»Trägst die Nase verdammt hoch, du Mistkäfer. Sieh zu, dass sie nicht blutig wird«, rief der kahle Karl und fuchtelte mit geballten Fäusten in Wenzels Richtung. »Also, zieh Leine!«

»Ach nein, es gefällt mir hier bei dir.« Mit einem leisen Lächeln wandte sich Wenzel ab und ließ Karls Gemecker an sich abperlen.

Der Platz füllte sich, die Pilger pilgerten zwischen den Ständen hin und her, und die Sonne tat ihr Bestes, um den sakralen Hauch der angebotenen Waren ins rechte Licht zu rücken.

Gegen Mittag trat ein Edelmann auf Wenzel zu, groß und aufrecht, etwa vierzig Jahre alt mit schulterlangem Haar, in dem erste graue Strähnen glitzerten. Der gepflegte Bart verlieh seinem Gesicht eine würdevolle Ernsthaftigkeit, die ihn lebensklug wirken ließ. Sein klarer, durchdringender Blick verharrte auf Wenzel. Der Mann war es anscheinend gewohnt, Befehle zu erteilen und Gehorsam zu ernten. Seine knielange Tunika aus feinem Wollstoff war dunkelrot gefärbt und am Kragen mit silbernen Stickereien verziert. Darüber trug er einen pelzgefütterten Mantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte. An seinem Gürtel fiel die große Silberschnalle auf, und ein Dolch mit kunstvoll verziertem Griff betonte seine Bedeutsamkeit. Um den Hals trug er eine goldene Kette mit einem kleinen Anhänger, vermutlich das Wappen seines Hauses oder ein Heiligenmedaillon; vielleicht sogar eines der Heiligen Drei Könige, um seine Frömmigkeit zu unterstreichen. Seine Hände, groß und rosig, wirkten wie dafür gemacht, reichlich Geld auszugeben. Mit tiefer Stimme fragte er: »Was habt Ihr zu bieten?«

Wenzel wusste sofort, dass er bedachtsam vorgehen musste, denn dieser Edelmann schien mächtig und würde mächtig zornig werden, falls er herausfand, dass er betrogen wurde. Gott prüft die Gläubigen und Wenzel ihre Geldbeutel. Keineswegs war ihm die prall gefüllte Börse am Gürtel des Edelmannes entgangen. »Für Euch, Herr, könnte dieses besondere Stück passen.« Er klappte den Deckel des mittleren Kästchens hoch, und die auf dunkelblauem Tuch gebetteten Knochen leuchteten wie Elfenbein. Interessiert schob der Edelmann den Kopf vor und betrachtete die Ware näher.

Einen Augenblick hielt sich Wenzel zurück, dann erklärte er: »Was Ihr hier seht, mein Herr, ist nichts Geringeres als der heilige Finger einer der Jungfrauen. Grundglied, Mittelglied und Nagelglied. Eine ganz besondere Reliquie.«

Der Edelmann richtete seinen Blick wieder auf Wenzel. »Welchen Preis verlangt Ihr dafür?«

Kein gutes Zeichen, dass er sich jetzt schon danach erkundigt, dachte Wenzel. Drum herumreden half nicht. Schon früh hatte er gelernt, dass jede Ausflucht oder jedes Abschweifen unvorteilhaft war, wenn es um den Preis ging. »Fünf Schillinge, Herr«, erwiderte er so selbstverständlich, wie er konnte, obgleich er wusste, dass er eine enorm hohe Summe aufrief. Fünf Schillinge waren sechzig Silberpfennige – ein erquickliches Sümmchen, von dem er etliche Wochen gut würde leben können.

Der Adlige sah das anscheinend ähnlich, denn er verzog das Gesicht. »Wahrlich ein besonderer Preis. Vor allem zu hoch!«

»Zu hoch im Vergleich zu was? Bedenkt, dass es sich nicht um einen beliebigen Fingerknochen handelt, sondern um die drei Glieder des Zeigefingers.« Wenzel hob selbigen. »Was kann ein Fingerzeig des Allmächtigen schon kosten? Einen wohlfeileren Preis werdet Ihr nicht finden.«

Der kahle Karl am Nebentisch mischte sich ein. »Herr, wenn ich Euch etwas präsentieren darf?«

»Warte gefälligst, bis wir fertig sind«, raunte Wenzel in Richtung des Glatzkopfes.

Unschlüssig, zudem wohl einen weiteren Einwand suchend, fragte der Edelmann: »Besitzt Ihr ein Authentikum dafür?«

»Guter Herr, bei einem seriösen Händler, wie ich es bin, gehört ein Authentikum selbstverständlich dazu.« Wenzel nestelte an seinem Gürtel herum, wo drei kleine, säuberlich beschriebene Rollen steckten, und zog die passende hervor. »Seht selbst, dieses Schriftstück beweist die Echtheit der Reliquie.«

Der Edelmann betrachtete das Geschriebene. Mit gefurchter Stirn prüfte er Siegel und Handschrift.

Unterzeichnet war das Zertifikat mit *Antonius de Sancto Severino, Canonicus Ecclesiae Coloniensis*. Auf diese brillante Fälschung würde sogar die heilige Mutter Maria reinfallen.

»Verzeiht Herr, dass ich des Lateinischen nicht mächtig bin«, lamentierte Wenzel, »doch der altehrwürdige Priester Antonius aus dem Gotteshaus Sankt Severin zu Köln hat mir seinen Text mehrmals vorgelesen und dann freundlicherweise übersetzt. Ich trage Euch den Inhalt hiermit gerne vor.« Er sog hörbar Luft ein und räusperte sich, bevor er mit vor Frömmigkeit tiefender Stimme fortfuhr: »Ein Zeugnis in heiligem Eide und vor Gott, dass diese sakrale Reliquie wahrhaftig von der Heiligen Jungfrau Sambatia stammt und unter unserem Schutz und mit kirchlichem Segen aufbewahrt wurde, zur Verehrung und zum Troste aller Gläubigen.«

Allein der Gesamteindruck der Pergamenturkunde zählte. Er entschied maßgeblich über Kauf oder Nichtkauf. Und der Jungfrau einen Namen zu geben, war ein besonderer Kniff.

»Sambatia, sagt Ihr?« Dem Edelmann schien zu gefallen, was er sah und hörte. Er ließ das Schriftstück sinken und wandte seine Aufmerksamkeit erneut dem Kästchen zu. Offenbar begann er den ewigen Seelenfrieden auf der einen gegen das ewig verlorene Silber auf der anderen Seite abzuwägen.

Den stoischen Gesichtszügen des Edelmannes glaubte Wenzel zu entnehmen, dass das Silber im Begriff war, den Kampf zu gewinnen. Ein weiterer Ansporn musste her. Wenzel nahm das Kästchen und hielt es leicht schräg. »Seht, Herr, die Jungfrau deutet auf das Himmelreich, welches das Eurige sein wird. Hierfür bedarf es nur noch eines Beweises. Wenn ich es Euch an Herz und Seele legen darf ...«

Diesmal wirkten die Runzeln auf der Stirn des Edelmannes eher neugierig. »Wovon spricht Ihr?«

Wenzel beugte sich leicht vor und senkte die Stimme, so als verrate er ein geheimes Geheimnis. »Ich weiß es aus Erfahrung. Die heiligsten, mächtigsten und achtbarsten Reliquien werden nicht einfach gekauft wie leblose Schmuckstücke, vielmehr suchen sie sich ihre zukünftigen Besitzer selbst aus. Dieser Vorgang steigert die Wirksamkeit um ein Vielfaches. Lasst uns erproben, ob die Jungfrau Euch erwählen wird. Dann seid Ihr ihres Schutzes und ihrer Wunder in ganz besonderer Weise versichert.«

Der Adlige wusste offenbar nicht, wie ihm geschah. Wenzel auch nicht, diesen Weg hatte er noch nie eingeschlagen. Doch flog der Stein erst einmal durch die Luft, gab es kein Zurück, also fuhr er fort: »Nehmt das Grundglied in Eure Hand. Umfasst es sanft und behutsam.«

Mit spitzen Fingern entnahm der Edelmann dem kleinen Behälter den größten Fingerknochen.

»Schließt die Augen ..., spürt in ihn hinein ...«, forderte Wenzel.

Versonnen umschloss der Edelmann den Knochen mit der Hand.

»Fühlt Ihr die Warmherzigkeit der Jungfrau?«, fragte Wenzel. »Bemerkte Ihr, wie Eure Frömmigkeit in Euch pocht? Je frommer, desto stärker, ich verspreche es.«

Verzücken erhellte die Gesichtszüge des Adligen. »Wahrhaftig, ich ... ich spüre sie. Wohltuende Wärme ergreift Besitz von meiner Seele.«

Kunststück, das dunkle Holzkästchen steht schon seit der zehnten Stunde in der Sonne, dachte Wenzel.

»Ein Zeichen des Himmels, ich freue mich für Euch«, sagte er und freute sich für sich. »Dieses Beweises hat es bedurft. Die Jungfrau hat Euch erwählt.«

Ein beglücktes Lächeln huschte über das Gesicht des Edelmannes. Behutsam legte er den Finger ins Kästchen zurück.

Wenzel wartete stumm. Diesen Moment durfte er nicht durch unnötiges Geplapper zerstören, zumal alles gesagt war. Er zwang sich, unbeteiligt auf die sauberen Fingernägel seiner linken Hand zu blicken, als interessiere ihn sein Gegenüber kaum noch.

»Fünfzig Silberpfennige gebe ich Euch für die Reliquie.« Der Adlige tastete nach der Börse an seinem Gürtel.

Verflucht viel Geld für drei alte Knochen, schwirrte es Wenzel durch den Kopf. Er zwang sich zur Ruhe und hielt sich die flache Hand an den Mundwinkel. »Fünfundfünfzig«, flüsterte er, als würde dieses ehrlose weltliche Geschacher die Jungfrau verschrecken. »Ihr wisst, die Münzen kommen zu Ehren der Heiligen und für Taten der Barmherzigkeit in die kirchliche Spendenlade.«

»Ihr werdet bestimmt Euren Obolus erhalten«, meinte der Adelige.

»Nur einen Fingerhut davon. Mein wahrer Lohn ist das göttliche Wohlgefallen.« Wenzel merkte, dass er im Begriff war, den Bogen zu überspannen. Halt besser die Klappe, ermahnte er sich.

Er hielt die Klappe.

»Zweiundfünfzig«, entgegnete der Adlige.

Ein gekünsteltes Nachdenken, nicht länger als ein Lidschlag.

»Abgemacht.«

Mit erstaunlicher Willensstärke verhinderte er, dass sein Grinsen mit jeder Münze, die der Edelmann in seine Hand zählte, breiter wurde. Als er aus dem Augenwinkel den giftigen Blicken seines kahlen Händlernachbarn gewahr wurde, musste er sich prompt weniger anstrengen. Wenzels Erfolg warf den Schatten des Neides auf Karl, sodass der schon ganz verfroren aussah. Der Glatzkopf würde ihn bei der Kirche verpetzen, darauf musste er vorbereitet sein.

**4.**